

Wie ein Sträfling ein Bild

und ein Bild einen Sträfling rettete .

Von Franz Häfliger, der den Jünteler-Altar  
beim Bombardement von Schaffhausen im Mu-  
seum Allerheiligen in Sicherheit brachte.

Am Samstag, den 1. April, arbeiteten wir im Hofe des Gefängnisses. Wir waren unser zwölf Gefangene und ein Aufseher. Wir sägten Holz. Es war ein schöner Frühlingmorgen. Aber mir war es gar nicht frühlinghaft zumut, und ums Arbeiten erst recht nicht. Ich hatte das Gesuch eingegeben, mir von den acht Monaten, die ich absitzen musste, die letzten zwei bedingt zu schenken. Nun stand die Sache auf der Waage. Ich wusste, dass ich mich immer gut aufgeführt hatte; das machte mir Hoffnung. Aber erst kürzlich waren fünf Gesuche von andern abgewiesen worden; das erfüllte mich mit bösen Vorahnungen. Gegen 11 Uhr riss mich das Brummen eines Fliegers aus meinem "Moralischen". Andere Flugzeuge kamen. Wir beobachteten kleine Schirmchen, die vom Himmel fielen. Unsere Sicht ging gegen Neuhausen. Von dorthier hörten wir auch den ersten Knall. Wir sahen weitere Flieger und dann ein Blinken in der Luft. "Jn den Luftschuttkeller!", rief unser Aufseher. Kaum waren wir in der Zelle, die sonst die Flüchtlinge beherbergt, welche über die Grenze kommen, die aber uns als Luftschuttkeller dient, krachte es, dass das ganze Gebäude zitterte. Wir wurden von der einen Ecke der Zelle in die andere geworfen. Vorn und hinten im Hofe waren Bomben niedergegangen.

Zwei der Gefangenen bekamen einen Nervenzusammenbruch. Den einen schüttelte es nur so. Der andere war vor lauter Angst zusammengesunken. Ich hatte bisher noch nie so etwas gesehen, und da ich von Natur nicht schreckhaft bin, musste ich zuerst, trotz meinem weichen Gemüt, tatsächlich lachen. Aber da den beiden geholfen werden musste und wir eingeschlossen waren, schlugen wir Radau. Es wurde aufgemacht. Wir stürzten hinaus und rannten auf den Hof. Was sahen wir da! Nichts als Feuer und Rauch. Die schweren Tore des Gefängnishofes standen offen, der Luftdruck der Bombenabwürfe hatte sie aufgerissen. Sofort waren alle Gefangenen verschwunden, aber ich dachte weder an sie noch an mich. Der Anblick der brennenden Strassen liess nur einen Gedanken aufkommen: Helfen.

Ich sah Leute, die aus dem kantonalen Polizeigebäude Akten retteten, statt ans Feuerlöschchen zu gehen. Das regte mich auf. Ich rannte in das Polizeigebäude und rief nach einer Hausfeuerwehrspritze. Ein Bureaunist wies mir den Weg. Nun suchte ich den Wasseranschluss, fand ihn und ging mit dem Schlauch ans nächste Fenster. Das Haus, das an das Polizeigebäude angebaut ist, brannte lichterloh. Ich sah, dass darin Bilder hingen, die bereits Feuer gefangen hatten.

"Was ist das für ein Haus?", erkundigte ich mich.

"Nur ein Museum", antwortete der Mann neben mir. "Die Bilder haben keinen grossen Wert". Es muss ein Bureaunist gewesen sein. Aber soviel Grütz hatte ich doch, um mir zu sagen, dass man in ein Museum keinen Schmarren hängt. Und schliesslich hatte ich doch schon immer Freude an einem schönen Bild. Ich nahm also das Wendrohr des Schlauches und warf es durch Rauch und Feuer gegen die mir am nächsten liegende Fensterscheibe des Museums und spritzte, was aus dem Schlauch herauskam. Dann kletterte ich in das Gebäude hinüber. Das Feuer war mächtig. Von der Strasse herauf, wo sich eine grosse Zuschauermenge eingefunden hatte, hörte ich, wie man mir zurief: "Zurück, zurück!" Aber für mich gab es keinen Halt. Im ersten Raum brannte alles, die Wände und selbst die Decke. Die Flammen sprangen regelrecht. Es war, wie wenn das Feuer fliegen würde. Zuerst schaffte ich einige kleinere Bilder fort, die aber schon stark mitgenommen waren. Dann sah ich an einer Wand ein grosses Gemälde hängen. Ich hatte sofort das Gefühl um den Magen herum, das sei ein wertvolles Stück. Ich versuchte es abzuhängen. Aber es gelang mir nicht. Kunststück, wo es, wie ich später vernahm, zweieinhalb Zentner wog. Nun fing ich selbst an zu brennen. Ich kletterte wieder ins Polizeigebäude hinüber. Es musste ein Stahlhelm her. Und richtig, da lag einer auf einem Pult. Ich stülpte ihn über den Kopf, spritzte mich selbst mit dem Wasserschlauch ab und versuchte es aufs neue. Endlich gelang es mir, das Bild wenigstens auf einer Seite auszuhängen. Jetzt hätte ich unbedingt eine Gasmaske haben müssen. Ich schrie, man solle mir eine bringen. Aber umsonst! So kehrte ich eben, wie ich war, zurück. Schliesslich brachte ich das Bild auch an der andern Seite von der Wand los. Das war etwas. Aber gehängt oder gestanden musste das Bild elendiglich verbrennen, wenn es mir nicht gelang, es dorthin zu bringen, wo ich auch die kleineren Bilder eingestellt hatte, in eine

Betonkammer, die vom Feuer verschont blieb. Auf dem Boden stand allerdings schon ziemlich hoch das Wasser. Jetzt, nachdem das Bild aus den Flammen gerettet war, sollte es mir auch nicht ersaufen. Ich fand dann im gleichen Kämmerlein einige Säcke, auf die ich das Bild stellte. Die kleineren Bilder hatte ich auf dem Fenstergesims untergebracht. Wie es mir gelang, das zweieinhalb Zentner schwere Gemälde zu schleppen, weiss ich selber nicht. Ich kann mir auch mit dem besten Willen nicht erklären, warum ich eigentlich so scharf darauf war, gerade dieses Bild zu bewahren. Es packte mich eine Leidenschaft. Das Bild musste gerettet werden! Jedesmal, wenn ich Feuer gefangen hatte, warf ich mich auf den Boden ins Wasser, um mich zu löschen. Es war mir damals gleich, was mir dabei passieren könnte.

Als das Bild in Sicherheit war und ich wieder unter die Leute kam, schreckten sie vor mir zurück wie vor einem Gespenst. Sie glaubten wohl, es käme ein Toter. Ich muss furchtbar ausgesehen haben. Mein Gesicht blutete, ein Balken hatte mich gestreift, auch die Hände waren verwundet, die Kleider versengt.

Aber ein Herr kam sofort auf mich zu. Ob ich der Mann sei, der die Bilder herausgetragen habe, wollte er wissen. Man sah ihm an, wie ihm diese Bilder ans Herz gewachsen sein müssen. Er strahlte vor Freude und war ganz gerührt. Woher ich komme, fragte er mich. "Von dort", erklärte ich ihm und zeigte über die Schulter auf das Gefängnis. Er machte nicht viele Worte. Aber dass er sagte: "Für Sie muss sofort etwas getan werden", hörte ich gerade noch.

Mein erstes war dann, dass ich ihn um eine Zigarette bat. Ich hatte ja schon sechs Monate lang nicht mehr rauchen dürfen.

Später half ich dann noch bei ändern Rettungsarbeiten mit. Aber als mich dabei zufällig der Verwalter des Gefängnisses sah, rief er mir besorgt und freundlich zu, man müsse mich umkleiden und verbinden. Ein Wärter versah mich dann mit allem Nötigen. Das war so um halb 4 Uhr nachmittags.

Um 4 Uhr waren alle Sträflinge wieder eingerückt. Wie Schäflein waren sie gekommen. Wie zu einem Hauptverlesen! Es hatte solche darunter, die noch 5 Jahre sitzen müssen. Die Wärter waren platt vor Staunen. Sie hatten uns lange vergeblich gesucht und konnten

*Immer gegen mich wurde...*

uns jetzt fast nicht mehr erkennen. Niemand hinderte uns daran, dass wir nachher nochmals hinausgingen, um eines zu rauchen. So gross war das Vertrauen, das man in uns setzte. Aber um fünf Uhr waren wir wieder in der Zelle vereint. Jeder von uns hatte während der Rettungsarbeiten Zigaretten zugesteckt bekommen. Nach dem Essen zog der eine und andere eine solche heraus, um sie anzustecken. Aber da riefen die andern Häftlinge: "Lasst das, wir wollen den guten Eindruck, den wir gemacht haben, nicht wieder verderben." So verschwanden halt die Zigaretten wieder. Alle fügten sich aus freien Stücken.

Um sechs Uhr abends war jeder in der Einzelzelle. Ich konnte an nichts anderes mehr denken, als dass mir Dr. Guyan, der Direktor des Museums, in Aussicht gestellt hatte, dass ich freigelassen werde. Ich stürmte die ganze Nacht in meiner vier Meter langen und zwei Meter breiten Zelle auf und ab. Der Mann hatte sich so vernarrt für die Rettung der Bilder eingesetzt und sich so unheimlich gefreut, dass ich fast hoffte, auf seine Worte bauen zu können. Aber dann anderseits: Wie, wenn er, nachdem die erste Freude verbraucht war, den Sträfling vergass? Das Gefängnis ist ein Pflanzplatz, wo der Glaube an die Menschen nicht gedeiht!

Die letzten Tage erlebte ich zwischen Furcht und Hoffnung. Ich werde sie nie mehr vergessen. Für mich stand alles auf dem Spiel. Nicht nur die Freiheit! Durch meinen Fehltritt sollte ich auch noch meine Frau verlieren. Sie hatte die Scheidung eingegeben. Ich hatte den Termin immer wieder hinausgeschoben. Aber nun am Dienstag in einer Woche kam die Sache vor Gericht. Wurde ich wirklich früher freigelassen und gar unter diesen Umständen, durfte ich da nicht hoffen, dass auch für meine Frau alles anders aussah?

Am Karfreitag wurde mir mitgeteilt, dass ich am andern Morgen entlassen werde. Dr. Guyan kam zu mir und sagte mir, ich solle ihn nach meiner Entlassung besuchen. Das tat ich dann. Da fragte er mich nach meinen finanziellen Verhältnissen. Ich hatte von dem Verdienst im Gefängnis genau 40 Franken 80 Rappen im Sack. Das waren meine ganzen finanziellen Verhältnisse. Daraufhin stellte mir Dr. Guyan in Aussicht, dass ich in den nächsten Tagen 500 Franken er-